

Die freikirchlich/römisch-katholischen Dialoge

Arbeitstagung vom 26. bis 28. Oktober 2006 in der Abtei Niederaltaich

Gerhard Voss OSB

Einführung in den Ort der Tagung

Die Abtei Niederaltaich unter ökumenischen Gesichtspunkten

1. Die Abtei Niederaltaich ist ein Benediktinerkloster

Die Abtei Niederaltaich ist seit ihrer Gründung durch den bayerischen Agilolfinger-Herzog Odilo im Jahre 731 ein Benediktinerkloster, d.h. eine Gemeinschaft von Mönchen, die nach der Mönchsregel des abendländischen Mönchsvaters Benedikt von Nursia lebt, nach der Ordnung St. Benedikts (das meinen die Buchstaben OSB, die hinter meinem Namen stehen).

Diese „Regel“ Benedikts (abgekürzt: RB) ist ein Büchlein mit 73 meist recht kleinen Kapiteln. Benedikt schrieb sie für sein 529 gegründetes Kloster auf dem italienischen Montecassino. Ihre Bedeutung liegt vor allem darin, dass sie einerseits die Tradition des älteren Mönchtums in der östlichen Christenheit aufnimmt – Basilius der Große ist ausdrücklich genannt – und andererseits ist sie sehr vom römischen Geist geprägt: Sie betont die Notwendigkeit der *temperantia* und *mensura*, des besonnenen Maßhaltens. Alles geschehe der Kleinmütigen wegen maßvoll, sagt Benedikt (RB 48,9). Mutter der Tugenden ist ihm die *discretio*, die Kunst der Unterscheidung, das Gespür für das Zumutbare – auch im Miteinander unterschiedlicher Fähigkeiten und Bedürfnisse, unterschiedlichen Alters. Römisch ist die Regel vor allem dadurch, dass sie darauf abzielt, dem Leben eine Ordnung zu geben – einen *ordo* –, eine Ordnung, die Maß nimmt am Evangelium und darum ihren Ursprung hat im Hören. „*Schema Israel* – höre Israel“ ist die Weisung für das alttestamentliche Israel. „*Obsculta*, höre, mein Sohn“, beginnt Benedikt seine Regel, „neige das Ohr deines Herzens, nimm den Zuspruch des gütigen Vaters willig an und erfülle ihn durch die Tat! So kehrt du durch die Mühe des Gehorsams zu dem zurück, den du durch die Trägheit des Ungehorsams verlassen hast. ... Seht, in seiner Güte zeigt uns der Herr den Weg des Lebens.“ (Prolog) „Ist denn nicht jede Seite oder jedes von Gott beglaubigte Wort des Alten und Neuen Testaments eine verlässliche Wegweisung für das menschliche Leben? ... Nimm diese einfache Regel als Anfang und erfülle sie mit der Hilfe Christi.“ (RB 73) So weit einige Zitate aus der Regel Benedikts.

Was für ein zeitlicher und örtlicher Kontext ist das, in dem Benedikt seine Regel schrieb? Es ist Italien zu Beginn des 6. Jahrhunderts. Es ist einerseits eine Zeit der kulturellen Abenddämmerung: Benedikt hatte begonnen, in Rom zu studieren, aber in dem gesellschaftlich dekadenten Rom von damals fühlte er sich nicht wohl; er ging in die Einsamkeit. Zugleich war es die Zeit der Wirren der Völkerwanderung: eine Zeit der Unbehaustheit im Zusammenleben der Menschen. Von daher verstehe ich die zentrale Bedeutung, die bei Benedikt die Weisung hat, in den Anderen Christus selbst aufzunehmen, „der in ihnen ja wirklich aufgenommen wird“, wie er mit Verweis auf Mt 25 ausdrücklich sagt, also Ernst damit zu machen, dass in den anderen Getauften Christus lebt – wie in mir. Wenn ich das wirklich ernst nehme, dann muss das Konsequenzen haben für den Umgang mit den Anderen. Benedikt ist sparsam mit dem Wort Liebe. Aber Ehrfurcht, Achtung voreinander, das sind für ihn zentrale Forderungen. Ihnen nachzukommen, das schafft eine neue Basis für das Zusammenleben, ein neues gemeinsames Zuhause, eine „Ökumene“ – Zuhause ist ja die wörtliche Übersetzung von Ökumene. Ich möchte gerne im Sinne Benedikts bezeugen, dass ich in meinem Kloster einen Ort gefunden habe, an dem es sich lohnt zu bleiben: bleiben in dem Sinne, wie Jesus das im Johannesevangelium versteht – *menein*, bleiben in seiner Liebe, und das inmitten einer unbehausten Welt.

Einige Jahrhunderte später, im wirtschaftlich prosperierenden Hochmittelalter predigte Franz von Assisi seinen Zeitgenossen: Das Zuhause, das ihr euch geschaffen habt, ist nicht ein wahres Zuhause, das sind die Fleischtöpfe Ägyptens, die euch zu Sklaven machen, da müsst ihr ausziehen. Franz wird zum Prediger der Armut. Für Benedikt ist Armut kein Thema. Benedikt und Franz, das sind zwei unterschiedliche Weisen, das Evangelium zu leben und zu predigen – aufgrund unterschiedlicher soziologischer Kontexte. Benediktiner und Franziskaner versuchen auf je ihre Weise, den Impuls ihrer Gründergestalt in der Kirche lebendig zu halten. Heute sind wohl beide Impulse aktuell. Aber es sind sehr verschiedene, und es gibt durchaus noch weitere.

In Rom hat es 1994 in der Hochschule der Benediktiner ein Symposium gegeben von Benediktinern und Methodisten – eine zunächst merkwürdige Zusammenstellung. Bischof Walter Klaiber hat an diesem Symposium teilgenommen, und er hat mir gesagt, ihm sei schon oft aufgefallen, dass die Vielfalt der katholischen Ordensgemeinschaften eine gewisse Parallele habe in der Vielfalt der Freikirchen im evangelischen Bereich. Da wurden oft dieselben gesellschaftlichen Herausforderungen aufgegriffen, freilich mit dem Unterschied, dass die katholischen Orden zu der einen katholischen Kirche gehören und hier mit ihren Unterschieden zur Vielfalt beitragen.

Für Benedikt, sagte ich, ist Armut kein Thema. Armut ist für ihn eine Sache des Gehorsams: Da der in Gemeinschaft lebende Mönch der Ver-

fügung über sich selbst entsagt, hat er auch kein Eigentum; aber im Rahmen seiner klösterlichen Gemeinschaft soll er alles bekommen, was er nötig hat. Benedikt kennt für seine Mönchsgelübde noch nicht die seit dem Mittelalter klassische Dreierformel der „Evangelischen Räte“: Armut, Keuschheit und Gehorsam, die ja den menschlichen Grundstrebungen entspricht, denen jeder Mensch in seinem Leben irgendwie eine angemessene Form geben muss: Besitzstreben, Sexualstreben und Machtstreben. Die Evangelischen Räte haben also eine Signalwirkung und verweisen zugleich auf den, der allein unserem Leben wahre Erfüllung zu schenken mag.

Auch Benedikt hat eine Dreierformel für seine Gelübde. Da steht an erster Stelle die *stabilitas*, die Beständigkeit: Die Bleibe, die der Mönch gefunden hat, ist Gabe, aber auch Aufgabe. Sie erfordert von ihm Treue, auch wenn ihm einmal danach zumute ist, davonzulaufen. Seine Treue ist Antwort auf die Treue Gottes. Hier geht es im Grunde um dasselbe wie beim Eheversprechen.

Das zweite Gelübde heißt im Lateinischen *conversatio*. Dafür gibt es keinen treffenden Ausdruck im Deutschen. *Conversatio* ist die Iterativ-Form von *conversio*. *Conversio* heißt auf Deutsch Bekehrung und ist in der frühen Christenheit der gängige Ausdruck für die Taufe. *Conversatio* als Iterativ-Form von *conversio* besagt, dass die in der Taufe zum Ausdruck gebrachte Bekehrung immer wieder (iterativ also), Tag für Tag vollzogen werden muss in jedem Leben, das von der Bekehrung geprägt sein will. Mönchsleben wird hier also verstanden als eine Lebensform, mit der die Taufe ernst genommen wird.

Der dritte Begriff der Gelübdeformel Benedikts ist der Gehorsam. *Der* Gehorsam, dieser sehr hart und militärisch klingende deutsche Begriff trifft nicht, was im Neuen Testament und in der kirchlichen geistlichen Tradition mit den weiblichen Begriffen *hypakoe* (im Griechischen) und *oboedientia* (im Lateinischen) gemeint ist. Bis zur Reformation war „Gehorsam“ auch im Deutschen weiblich – in der Form „gehorsami“. Hier muss man das biblische Bild vom Acker mithören, auf den das Wort Gottes als Same ausgestreut wird, der nur Frucht bringt „in einem guten und aufrichtigen Herzen“ (Lk 8,15). Die so das Wort Gottes hören, wachsen lassen und befolgen, sind Brüder und Schwestern Jesu. Sich freiwillig einem Oberen zu unterstellen und im Glauben in dessen Weisung die Weisung Christi anzunehmen, darin sieht Benedikt eine Hilfe, um das Hören auf das Wort Gottes konkret werden zu lassen und nicht sich selbst zu täuschen. Denn nicht jeder religiöse Eifer kommt wirklich aus dem Hören. Benedikt unterscheidet zwischen einem bitteren und bösen Eifer, der von Gott trennt, und einem guten Eifer, der zu Gott führt und der darin besteht, einander in gegenseitiger Achtung zuzuvorkommen, aneinander körperliche und charakterliche Schwächen mit unerschöpflicher Geduld zu ertragen, in Liebe Gott zu fürchten und Christus über-

haupt nichts vorzuziehen, der uns alle gemeinsam zum ewigen Leben führe (RB 72).

Ich bin deshalb so breit auf die Regel Benedikts eingegangen, weil sie vom 8. bis zum 12. Jahrhundert die Hausordnung des werdenden Abendlandes war. Nicht nur Niederaltaich, sondern alle Klöster im mittleren Europa lebten damals nach dieser Regel. Und wenn Sie sich eine Karte des Fränkischen Reiches dieser Zeit anschauen, dann werden Sie feststellen, dass diese Klöster die eigentlichen geistlichen Zentren waren; Städte gab es ja noch kaum. Die benediktinischen Klöster waren die Akademien des werdenden Abendlandes, die seine *humanitas*, sein Menschenbild geprägt haben. Sie wandelten Chaos in Kosmos, indem sie vor allem drei Dinge brachten: Kreuz, Buch und Pflug (wie es Papst Paul VI. einmal formuliert hat): Kreuz, d.h. das christliche Evangelium; Buch, das ist das Erbe der griechisch/römischen Antike, und Pflug, das ist das Know how für die Kultivierung des Landes.

Dabei hat jedes Kloster seine eigene Geschichte. Es steht in gewisser Hinsicht autark in der Landschaft. Es gibt bis heute keinen zentralistisch geführten Verband der Benediktinerklöster – etwas eher Außergewöhnliches in der katholischen Kirche. Ich bin hier in Niederaltaich eingetreten; das ist mein Zuhause, in dem ich seit 50 Jahren lebe. Die anderen Benediktinerklöster sind für mich nicht viel mehr als gut-nachbarliche geistliche Gemeinschaften, die dieselbe Regel befolgen, freilich auch mit einer gewissen Verpflichtung zur Nachbarschaftshilfe – in manchen Rechtsangelegenheiten (Satzungen, Visitation), auch in personellen und materiellen Notsituationen. Benediktinerklöster gehören aber auch nicht zu dem Verband des Bistums, in dem sie liegen. Der Bischof kann den in seinem Bistum lebenden Mönchen keine Weisungen geben. Wir liegen *im* Bistum Passau, gehören aber nicht zur katholischen Kirche des Bistums Passau, haben darum auch keinen Anteil an den Kirchensteuern. Und da wir keinen gewinnbringenden Besitz mit nennenswerten Erträgen haben, leben wir von dem, was wir erarbeiten. Natürlich haben wir auch gute Freunde – Gott sei Dank; denn das Meiste, was wir tun, ist ja auch nicht gerade gewinnbringend.

Klöster gehören zur Kirche, aber sie sind nicht eigentlich einbezogen in die offiziellen kirchlichen Strukturen. Sie sind das charismatische, prophetische Element in der Kirche. Sie verstehen sich selber als eine Kirche im Kleinen, als eine *ecclesiola*. Sie sollen zeichenhaft leben, was Kirche eigentlich sein soll. Sie haben damit natürlich auch die Möglichkeit, besondere Akzente zu setzen. Damit komme ich zu meinem zweiten Punkt:

2. Das ökumenische Modell von Niederaltaich

Zur Besonderheit unseres Klosters gehört es seit 50 Jahren, dass wir *eine* benediktinische, *eine* kirchliche Gemeinschaft sind, dass aber nur ein Teil

von uns das geistliche Leben, vor allem die Gottesdienste so vollzieht, wie das hierzulande üblich ist, in der Tradition der römischen Kirche. Ein anderer Teil lebt gemäß der Tradition der orthodoxen Ostkirchen, deren ursprüngliches Zentrum Konstantinopel ist, heute Istanbul, mit seinem ursprünglichen Namen Byzantion, sodass man vom byzantinischen Ritus spricht – im Unterschied zum römischen Ritus. Für unsere byzantinischen Gottesdienste – die wir in deutscher Sprache feiern – haben wir eine eigene Kirche (in den Räumen unserer früheren Brauerei, die seit gut 30 Jahren nicht mehr existiert). Dieses Miteinander zweier „Riten“ (wie wir sagen) in der einen geistlichen Gemeinschaft unseres Klosters verstehen wir exemplarisch als ein ökumenisches Modell für die Einheit in Vielfalt, die ein wesentliches Charakteristikum der Kirche insgesamt sein muss. In katholischer Terminologie kann man sagen: Es geht um den Schritt vom engen, konfessionalistischen Katholizismus zur wahren Katholizität, wie sie im altkirchlichen Glaubensbekenntnis – neben der Einheit, Heiligkeit und Apostolizität – zum Wesen der Kirche Jesu Christi gehört. Von diesem Verständnis von Katholizität her müssen wir natürlich die ganze Ökumene – nicht nur die Ostkirchen – in den Blick nehmen.

Die Anregung für unser Modell geht auf Papst Pius XI. im Jahr 1924 zurück. Weil das Mönchtum mehr als alle anderen kirchlichen Lebensformen von seinem Ursprung her eine Brücke darstellt zwischen den Kirchen des Ostens und des Westens, sollten nach Meinung des Papstes westliche Mönche versuchen, mit der Spiritualität, Liturgie und Geschichte der Ostkirchen vertraut zu werden, in ihre Welt sich einzuleben, sich von ihrer Spiritualität prägen zu lassen, um so – gleichsam in dialogischer Existenz – zu einer gelebten Vermittlung und zu ökumenischen Dolmetschern zu werden.

Das Problem liegt ja darin, dass der abendländische Westen Europas im Mittelalter eine Entwicklung genommen hat, die ihn von der geistigen Welt des ersten Jahrtausends weggeführt hat; im Osten ist sie jedoch weiterhin lebendig. Französische Theologen wie de Lubac und Congar sehen im abendländischen Mittelalter einen Schritt „vom Symbol zur Dialektik“, d.h. von einem bildhaft-emotional bestimmten, meditativen Denken zu einem analytisch forschenden, hinterfragenden, vor allem objektivierenden Denken, für das die Disposition des Herzens keine Rolle spielt. Es ist das Denken, das unser neuzeitliches Verständnis von Wissenschaft und Forschung bestimmt, dessen menschliche Defizite uns heute aber auch bewusst werden. Dieses Denken hat auch kein Verständnis für Liturgie, für den Kosmos als Spiegel der Seele, für Geschichte. Religion reduziert sich dann weitgehend auf Ethik.

Wir westlichen Mönche sind natürlich auch Kinder unserer Zeit, auch wir sind zu einem kritischen Denken erzogen. Aber mönchisches Leben zielt auf ein Überwinden der kritischen Phase, zu einem neuen Bei-sich-

Sein, zu einem Bei-sich-Wohnen, wie es Benedikts Biograf, Papst Gregor der Große, sagt.

Was ich meine, hat in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts sehr schön der amerikanische Baptist Harvey Cox veranschaulicht in seinen beiden Büchern *Stadt ohne Gott?* einerseits und *Das Fest der Narren* andererseits. Im letzteren schreibt er über das erstere: Es war ein sehr protestantisches Buch, viel zu einseitig in seinem ungeduldigen Aktivismus, in seinem eifrigen Interesse an sozialer Veränderung, in seiner übertriebenen Extravertiertheit. Es war ein Buch der Erfahrung des Todes Gottes. Der Tod Gottes kann zwar nicht rückgängig gemacht werden, aber er kann transzendiert werden, schreibt Cox. In *Das Fest der Narren* plädiert er deshalb für Meditation, Mystik, Gebet und Ritual, für Muße und Kult. Ost und West, das sind nicht zwei verschiedene Dogmatiken; es sind unterschiedliche Weisen, den Glauben zu leben, die nicht leicht ein Verständnis füreinander aufkommen lassen. Gerade das aber, gegenseitiges Verstehen, möchten wir versuchen.

Wie aktuell und dringend aber ein gegenseitiges Verstehen heute ist, dafür ist uns die Donau, an der wir liegen, ein Fingerzeig. Ich bin sie einmal ganz hinuntergefahren – bis zum Schwarzen Meer – anlässlich eines Symposions, das der Ökumenische Patriarch Bartholomaios I. organisiert hatte. Es ging also quer durch den Balkan, der im Geschichtsbewusstsein unserer Seele negativ besetzt ist: der Osten voller drohender Gefahren. Denken Sie nur an den Nibelungen-Mythos: Die hehren Recken vom Rhein finden an der Donau, im Land der Hunnen ihre Not, ihren Untergang. Heute hat die Donau zehn Anrainerstaaten. Davon gehören fünf zum abendländischen Westen: Deutschland, Österreich, Ungarn, Slowakei und Kroatien. Fünf aber sind orthodoxe Länder, zum Teil islamisch durchsetzt: Serbien, Rumänien, Bulgarien, Moldawien und die Ukraine. Rumänien und Bulgarien werden am 1. Januar 2007 der Europäischen Union beitreten. Der Balkan gehört dann zum Raum europäischer Innenpolitik. Was wissen die Menschen bei uns über die Kultur, Religion, Mentalität und Geschichte der neuen Mitbürger? Da reichen rein rationale Informationen nicht aus. Und schon gar nicht bloß ökonomische. Da möchten wir wenigstens in unserer geistlichen Gemeinschaft einen exemplarischen ökumenischen Lernprozess in Gang setzen.

3. Das Ökumenische Institut der Abtei als Ort für die ökumenische Arbeit

Ihren besonderen Ort haben die Reflexion und die Vermittlung ökumenischer Lernprozesse in unserem Ökumenischen Institut (als einem eigenen Arbeitsbereich neben der Gastbereitschaft, dem Gymnasium und der Seelsorge als den anderen Aufgabenbereichen des Klosters). Ich möchte nochmals unterstreichen, dass es sich um ein Institut im Rahmen einer

geistlichen Gemeinschaft handelt, nicht um ein Universitätsinstitut, nicht um ein Pastoralinstitut. Wir haben keinen besonderen kirchlichen Auftrag wie die beiden anderen bei dieser Tagung vertretenen Institute, das Konfessionskundliche Institut des Evangelischen Bundes in Bensheim und das Johann-Adam-Möhler-Institut für Ökumenik in Paderborn. Unser Institut ist eine freie Initiative unseres Klosters, als klösterliche Initiative dennoch ekklesiologisch eingebunden und immer wieder auch kirchlicherseits gefordert.

Wir befassen uns nicht nur mit den Kirchen des Ostens. Ökumenisch als dialogische Grundhaltung ist unteilbar. Die zweite Wurzel unseres Instituts – neben der Anregung von Papst Pius XI. – ist die Una-Sancta-Bewegung, die in Deutschland in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts aufbrach und sich vielerorts manifestierte in so genannten Una-Sancta-Kreisen, in denen sich katholische und evangelische Christen – Pfarrer / Pastoren und Laien, Männer und Frauen – zusammenfanden. In die 30er Jahre geht auch in unserem Kloster die ökumenische Arbeit zurück. Ihre erste Blüte hatte sie in den 50er Jahren. Da war Nideraltach ein Zentrum der Una-Sancta-Bewegung. Das konnten wir sein, weil in der Una-Sancta-Bewegung Gespräch miteinander und Gebet miteinander zusammengehörten. Gerade das ist uns bis heute besonders wichtig.

Ein Schwerpunkt unserer Aktivität ist jedes Jahr im Sommer unsere einwöchige Ökumenische Einkehrzeit, und das seit 50 Jahren, seit 1957. Diese Einkehrzeiten haben immer ein bestimmtes Thema, und dazu laden wir aus verschiedenen Konfessionen kompetente Referenten ein. Siegfried Großmann und Manfred Marquardt hatten wir beispielsweise vor nicht langer Zeit. Aber es geht nicht um eine interkonfessionelle Auseinandersetzung über dieses Thema. Mehr meditierend als diskutierend möchten wir uns den Themen nähern. Was heißt für uns heute „Erlösung“? Das war etwa unser Thema im vorigen Jahr. Hinter den verschiedenen dogmatischen Lehraussagen stehen doch verschiedenen Glaubenserfahrungen. Und die sollen zur Sprache kommen, um von daher die Lehre zu verstehen.

Ganz wichtig sind uns die Gottesdienste. Dazu gehören von Anfang an in unseren Einkehrzeiten neben der katholischen Messe auch eine byzantinische Liturgie und eine Abendmahlsfeier in der Verantwortung der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern. Von Anfang an war es so, dass die konfessionell jeweils Anderen dabei waren. Heute ist es allgemein weitgehend üblich, dass zu ökumenischen Konferenzen auch Gottesdienste gehören. Bei uns waren sie von Anfang an konstitutiv, weil wir der Überzeugung sind, dass der Lobpreis Gottes im Gedenken seiner Taten, in Dank, Bitte und Klage die primäre Theologie ist. Die reflektierende dogmatische Theologie ist Sekundärtheologie. Aus der Tiefe geistlicher Erfahrung gibt es Brücken zueinander, die in der Lehre oft nicht so schnell in den Blick kommen. (Nachträgliche Anmerkung: Die

Tagung selbst bot dafür ein schönes Beispiel, als ich für die Teilnehmenden eine Führung durch unser Kloster halten sollte. Als man sich dazu in der Kirche sammelte, aber noch nicht alle anwesend waren, regte jemand spontan an, ein Lied zu singen; vorgeschlagen wurde „Großer Gott, wir loben dich“. Ob allen klar war, wie viele kirchengeschichtliche Zeugnisse gegenseitiger Verurteilungen mit diesem gemeinsamen Lobpreis überwunden waren?) Die in der katholischen Kirche sehr verehrte Theresia von Lisieux hat in ihrer Autobiographie Ende des 18. Jahrhunderts in großer Freiheit Sätze über die Gnade formuliert, die damals in keinem der katholischen dogmatischen Lehrbücher standen, da diese sehr viel stärker von konfessioneller Profilierung geprägt waren.

Hinsichtlich der *Veranstaltungen* in unserem Haus will ich es dabei belassen. Nur darauf möchte ich noch hinweisen, dass wir in dieser Woche eine Gruppe von Männern zu Gast haben, die sich zum wiederholten Male an einem Kurs „Kloster auf Zeit“ beteiligen, solche also, die nach einem Kurs für Erstteilnehmer, der der religiösen Orientierung dienen will, nun wieder gekommen sind. Sie sind bei unseren Gottesdiensten, auch bei unseren klösterlichen Mahlzeiten dabei – in einem schwarzen Gewand, das unserem Mönchsgewand ähnlich ist. Es sind Männer aus unterschiedlichen Berufen, auch unterschiedlichem religiösen Hintergrund. Wenn wir ihnen Vorträge halten, dann kommt uns da, glaube ich, unsere ökumenische Erfahrung, unsere daraus erwachsene Sensibilität sehr zu Hilfe.

Neben den *Veranstaltungen* in unserem Haus sind die *Publikationen* wichtig, vor allem unsere Zeitschrift *Una Sancta*. 35 Jahre war ich ihr Schriftleiter. Zurzeit haben wir dafür niemanden in unserem Haus. Aber weiterhin sind wir beteiligt, und Heft 4 eines jeden Jahrgangs ist eine Dokumentation unserer Ökumenischen Einkehrzeit. *Una Sancta* hat ein überkonfessionelles Mitherausgebergremium. Von freikirchlicher Seite gehörte dazu zunächst der Baptist Günter Wagner, heute ist es der Methodist Manfred Marquardt. Für mich hat die langjährige Schriftleitung den Kontakt mit der weltweiten Ökumene bedeutet. Ich konnte an vielen großen ökumenischen Konferenzen teilnehmen, allein an allen fünf Vollversammlungen des Ökumenischen Rates der Kirchen in dieser Zeit – von Uppsala 1968 bis Harare 1998.

Ein dritter unserer ökumenischen Arbeitsbereiche ist die *Vortrags-tätigkeit*; der vierte ist unsere *Mitarbeit in einzelnen ökumenischen Gremien*, jeweils aufgrund einer ausdrücklichen Berufung zu einer bestimmten Aufgabe. Das ist in letzter Zeit etwas weniger geworden, weil wir in unserem Kloster in einem Generationenwechsel stehen. Aber immerhin ist unser Abt Dr. Marianus Bieber Mitglied des Deutschen Ökumenischen Studienausschusses DÖSTA.

Mir wurde 1970 die Geschäftsführung der damals – nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil – gerade ins Leben gerufenen Ökumenischen Kom-

mission der Bayerischen Bistümer anvertraut, die ich dann 35 Jahre wahrgenommen habe. Da stand am Anfang die Aufnahme von Kontakten mit anderen Kirchen zur Gründung der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Bayern. 10 Jahre, von 1987 bis 1997, war ich auch der Vorsitzende der bayerischen ACK. Eine solche Aufgabe zu übernehmen, war mir, einem Mönch, der nicht einem der Bistümer angehört, nicht selbstverständlich. Mitglieder der ACKs sind die Kirchen, katholischerseits also die Bistümer. Es war mir darum auch ein besonderes Anliegen, in den Strukturen der bayerischen ACK die Kirchen nicht auf Kirchenleitungen zu reduzieren, sondern auch den oft in mehreren Kirchen übergreifend beheimateten Initiativen mit ihren ökumenischen Erfahrungen eine Möglichkeit der Mitsprache zu geben, ohne dass sie eigenständige Quasikirchen werden. Sie heißen bei uns mitwirkende ökumenische Organisationen – mit Sitz, aber ohne Stimme im Ständigen Ausschuss der ACK. Dazu gehören derzeit die Arbeitsgemeinschaft ökumenischer Kreise, das Ökumenische Netz für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung, die bayerische Arbeitsgemeinschaft der Frauen für den Weltgebetstag und der Ökumenische Jugendrat Bayern. Offizieller Vertreter der katholischen Kirche in Deutschland war ich übrigens im Dialog der Deutschen Bischofskonferenz mit der Kirchenleitung der VELKD zum Thema „Communio Sanctorum“ und bei der Zweiten Europäischen Ökumenischen Versammlung 1997 in Graz.

4. Lernprozesse im Kontakt mit Freikirchen

In der Gründungsphase der ACK in Bayern begann für mich der Kontakt mit den Freikirchen. Konkret waren das damals für mich die Methodisten und die Mennoniten, erst allmählich auch die Baptisten. Die Arbeit am Konzept der ACK war für alle Beteiligten ein Lernprozess. Ich habe darüber sehr ausführlich berichtet in der Festschrift zum 30-jährigen Jubiläum der ACK *Lebendige Ökumene in Bayern* (hg. von Elisabeth Dieckmann, Verlag Peter Athmann in Nürnberg 2004). Ich verweise besonders auch auf die Beiträge der Baptistin Irmgard Stanullo und des Mennoniten Rainer Burkart in dieser Festschrift. Die Kontakte entwickelten sich nicht nur zwischen den unmittelbar beteiligten Ausschussmitgliedern. An einem strahlenden Sonntagnachmittag im Oktober 1973 haben wir hier in Niederaltaich einen Kirchentag der in Bayern kleineren Kirchen gehalten, die Münchener evangelisch-methodistische Friedenskirche war mit Pastor Ulrich Jahreiß und ihrem Posaunenchor gekommen, die mennonitische Gemeinde von Burgweinting mit Pastor Willi Wiedemann; der baptistische Pastor Gotthard Schüttel aus Augsburg war alleine gekommen, seine Gemeinde war damals noch nicht so weit, dass sie ihm folgte. Dazu kam von der evangelisch-reformierten Kirche in Bayern eine Gruppe der gerade erst gebildeten zweiten Gemeinde in München mit Pfarrer Lothar

Ulrich. (Die evangelisch-reformierte Kirche ist in Bayern eine zahlenmäßig kleine, aber eigenständige Kirche, die damals noch nicht einmal zur EKD gehörte, sich freilich trotzdem nicht als Freikirche versteht.) Und dann waren auch katholische Pfarrgemeinderatsmitglieder aus den Diözesen Passau und Regensburg da und unser Konvent. In einem großen Speisesaal unseres damaligen Internats waren wir bei Kaffee und Kuchen zusammengekommen. Die verschiedenen Kirchen haben sich gegenseitig vorgestellt. Zwischendurch haben wir Lieder gesungen und am Ende in unserer Klosterkirche einen Gottesdienst gehalten. Im November 1974 war ich von Pastor Ulrich Jahreiß eingeladen, in der Münchener evangelisch-methodistischen Friedenskirche mit der Gemeinde zu diskutieren. Es wurde ein lebhaftes Gespräch über Themen wie Volkskirche, Heiligung, Heiligenverehrung; dabei wurden auch Positionsunterschiede innerhalb der Generationen in der Gemeinde deutlich.

Was hat mich persönlich vom spezifischen Erbe der betont kongregationalistischen freikirchlichen Gemeinschaften am Nachhaltigsten geprägt? Das ist ganz eindeutig der Begriff der Einmütigkeit im Blick auf die gemeindlichen, überhaupt auf die kirchlichen Entscheidungsfindungsprozesse. Hier bin ich auch zum Multiplikator geworden. Zum einen bei der durch das Zweite Vatikanische Konzil geforderten Neubesinnung aller Ordensgemeinschaften auf ihre Ursprünge. Der Begriff der Einmütigkeit brachte mir eine Wiederentdeckung des „Rates der Brüder“, dem Benedikt in seiner Mönchsregel ein eigenes Kapitel widmet – gleich nach dem Kapitel über den Abt. Benedikt schreibt sogar, dass der Herr oft einem Jüngeren offenbart, was das Bessere ist. Die Neubetonung des Priestertums aller Gläubigen durch das Zweite Vatikanische Konzil ließ damals in der katholischen Kirche insgesamt den Ruf nach Demokratisierung laut werden. Der Begriff der Einmütigkeit macht deutlich, dass kirchliche Entscheidungsfindung ein geistlicher Prozess ist, ein synodaler, nicht aber ein parlamentarischer Prozess – im Hören auf die Stimme des Geistes in den Anderen. Darum muss der Entscheidungsfindungsprozess so lange weitergehen, bis auch die Minderheiten trotz vielleicht weiterhin bestehender Bedenken das mitragen können, worauf man sich schließlich einigt, weil sie sehen, dass ihre Einwände mit berücksichtigt sind. In die in den 70er Jahren neu formulierte Satzung der bayerischen Benediktinerklöster konnte ich den Satz einbringen: „Der Abt beteilige alle an der Entscheidungsfindung, lasse Minderheiten nicht kurzerhand niederstimmen und versuche, auch von der Mehrheit gefasste Beschlüsse in versöhnte Einmütigkeit zu verwandeln.“ Diesen Lernprozess habe ich dargestellt in meinem Beitrag *Das geistliche Leitungsamt in den Mönchsgemeinschaften Benedikts von Nursia* in der im Verlag Peter Lang, Bern, erschienen Festschrift für Günter Wagner. Auch in der ACK in Bayern habe ich immer sehr darauf gedrungen, dass Einmütigkeit als Grundprinzip eingeübt wurde. Deshalb dauerte die Gründungsphase bei uns in

Bayern auch länger als in manchen anderen ACKs. Und wir haben auch schriftlich formuliert, was wir unter Einmütigkeit verstehen. Inzwischen achtet auf Drängen der orthodoxen Kirchen auch der Ökumenische Rat der Kirchen darauf, dass bei Fragen, die die Glaubensüberzeugung betreffen, Konsensentscheidungen angestrebt werden und nicht Mehrheitsbeschlüsse.

Das Thema dieser Tagung hier sind die Dialoge der Freikirchen mit der katholischen Kirche. Ich habe den Wunsch und die Hoffnung, dass die Ergebnisse dieser Dialoge auf beiden Seiten einmütige Akzeptanz erfahren, sodass deutlich wird, dass der Heilige Geist Gottes es ist, der uns zusammenführt.